

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 51 (1976)
Heft: 4

Artikel: Das Haushaltsbudget
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-104606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frau Helge Pross, Professorin für Soziologie in Giessen, widmet in ihrem Buch «Die Wirklichkeit der Hausfrau» ein Kapitel dem Geld und der finanziellen Versorgung der Hausfrau ganz allgemein. Wie es bei den soziologischen Untersuchungen grosso modo ist, spiegeln sie den gesellschaftlichen Trend wider, ergeben aber für den aufmerksamen Zeitgenossen in der Regel keine neuen Resultate. Indessen ist es interessant, eine Bestätigung dessen zu erfahren, was man schon weiss. Zu erwähnen ist, dass die Untersuchungen und Gruppengespräche viel Zeit in Anspruch nehmen und sie deshalb vor der Wirtschaftsrezession durchgeführt und bearbeitet wurden. Heute würde einiges anders tönen. Die grosse Masse der Hausfrauenhaushalte muss mit dem Geld auskommen, das der Mann verdient. Jede fünfte Frau steuert aber eigenes Geld bei, sei es aus einer Nebentätigkeit, dem Ertrag von Vermögen, oder sie bezieht eine Rente. Selbst jede fünfte Mutter mit vier oder mehr Kindern ist Mitverdienerin.

Soweit Frau Pross. Aber das war schon so, als ich ein Kind war, mit Ausnahme von Rentenbezügern. Es gab damals keine Invalidenversicherung. Frauen haben zum Teil mitgearbeitet, vor allem in der Grundsicht, in der die Männer wenig verdienten, um das Familieneinkommen aufzubessern, jedoch auch im kleinen Mittelstand im handwerklichen Betrieb des Ehemannes, im Geschäft des Mannes und als Bäuerinnen. Das hat sich nicht gross verändert.

Verändert haben sich die Möglichkeiten der Hausfrauen, infolge der Hochkonjunktur auf verschiedene Weise zu einem Zusatzeinkommen zu gelangen. In den letzten 25 Jahren haben sich diese deutlich verbessert, speziell in grösseren Gemeinden. Das hat jetzt im Zeichen der Rezession etwas abgegeben, und das böse Wort vom Doppelverdienertum wird wieder wie in den dreissiger Jahren während der Wirtschaftskrise laut.

Wenn Frau Stadtrat Emilie Lieberherr, Präsidentin der neugegründeten eidgenössischen Kommission für Frauenfragen, dieses böse Wort bekämpfen will, so frage ich mich, wie man das macht. Bereits wird wie in jenen unglückseligen Zeiten gegen die verheirateten Lehrerinnen losgezogen, indem wir infolge von Fehldispositionen einen Lehrerüberfluss haben. Schon wird an allen Ecken gespart, und unter den ersten Opfern befinden sich unter anderen verheiratete Frauen. Ich habe mir schon in

den fünfziger Jahren, als der kolossale Wirtschaftsboom einsetzte, gedacht, es könnte so herauskommen.

Achtzig Prozent der Hausfrauen-Familien leben von den Einkünften des Mannes. Vor vierzig Jahren schrieb Professor Max Horkheimer, Frau und Kinder seien durch diese Tatsache zur Unterordnung unter seine Leitung und seinen Befehl gezwungen worden. Sollte dem so gewesen sein, was sicher nicht restlos der Fall war, so trifft dies für die Gegenwart niemals mehr in der Masse zu. «Der Mann bestimmt, die Frau gehorcht», lautete der Titel einer Frauensunde im Schweizer Radio, die kürzlich ausgestrahlt wurde. Die apodiktische Formulierung kaufe ich der Referentin nicht ab, Gesetze hin oder her. Still und unauffällig haben Frauen ihre Position in der Familie verbessert. Charakteristisch für die heutige Zeit ist die gemeinsame Entscheidung über das Einkommen oder die Geldverwaltung durch die Frau. Fast in jeder zweiten Ehe wird gemeinsam entschieden, in jeder dritten durch die Frau und nur in jeder vierten durch den Mann. Die Praxis der gemeinsamen Entscheidung hat sich in allen Schichten durchgesetzt. In der Grundsicht haben die Hausfrauen seit langem zu ungefähr fünfzig Prozent das Einkommen verwaltet. Mit einer Besserstellung der Frau hat dies nichts zu tun. Der grösste Teil des Einkommens geht ohnehin durch ihre Hände. Die Grundsicht ist konservativ in bezug auf Frauenfragen, was sich bei den Abstimmungen über die politische Gleichberechtigung der Frau in den Arbeiterquartieren Zürichs eindeutig gezeigt hat.

Je höher das Einkommen des Mannes, um so geringer wird der Prozentsatz der Frauen, die es verwalten. Dafür bekommen sie ein angemessenes Haushaltsgeld. Zusätzliche Auslagen werden besprochen. Das ist nicht nur in jüngeren Ehen so, sondern auch in älteren, die sich gehalten haben. Die Partnerschaft ist nicht heute erfunden worden, sondern funktioniert unter vernünftigen Ehegatten schon lange. Man macht heutzutage eben aus allem ein «grüseliges Züg». Über die Qualität einer Ehe besagt es wenig, ob er oder sie Finanzminister ist. Man kann sich in finanziellen Belangen einigen und trotzdem auf anderen Sektoren uneinig sein, zum Beispiel in Sachen Kindererziehung oder was immer da an Problemen aktuell sein mag.

In der «Annabelle» hat die neue Redaktorin vorgeschlagen, man solle mit

den Haushaltsbüchern abfahren. Damit hat sie offene Türen eingerannt. Helge Pross hat festgestellt, dass die allerwenigsten Hausfrauen die anfallenden Auslagen aufschreiben, was sich mit meiner eigenen Erfahrung deckt. «Das Haushaltsbuch», so sagten die Frauen in den Diskussionen, bringt keine Vorteile. Das Geld wird dadurch nicht mehr, man gibt deshalb nicht weniger aus, die Mühe lohnt den Aufwand nicht, sie macht nur unnötig kleinlich.» Ich habe während vieler Jahre ein Haushaltsbuch geführt und bin dadurch nicht kleinlich geworden.

Kleinlich ist man, oder man ist es nicht. Zudem kenne ich der Fälle genug, wo es nützlich wäre, kleinlicher zu sein und sich im stillen Kämmerlein Rechenschaft darüber abzulegen, wohin das Geld geflossen ist. Das würde aber eine gewisse Disziplin und Einsicht über die Verhältnismässigkeit der Ausgaben voraussetzen. Es gibt Männer und Frauen, die nicht richtig mit Geld umgehen können, es töricht ausgeben und zwar unabhängig von der Werbung, die in unseren Tagen stets an allem schuld sein soll, was schief läuft. Niemand von uns kann immer der Weisheit letzter Schluss sein, aber man muss sich doch an den gegebenen Rahmen halten, der in den verschiedenen Bevölkerungsschichten verschiedenen gross ist. Bisweilen sprengt man den Rahmen und hat Glück, je nachdem wie sich die Zeitläufe anlassen. Es kommt darauf an, worauf man sich einlässt. Eine Budgetberaterin hat mir berichtet, sie habe ein Ehepaar zu Klienten gehabt – der Mann ist Akademiker – mit einem Jahreseinkommen von Fr.75000.–, und sie kamen damit nicht zurecht. Sie musste ihnen erklären, wo Abstriche unumgänglich waren.

In der Hochkonjunktur haben gewisse Leute, die enorm verdienten, einfach das Mass verloren und sich kostspielige Gewohnheiten zugelegt, die auf die Länge budgetmässig nicht mehr verkraftet werden konnten.

Die Frauen, die in die soziologische Untersuchung einbezogen waren, äuserten sich dahin, sie empfänden die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann kaum. Trotzdem ist sie natürlich da. Immerhin wird meines Wissens jede sechste Ehe geschieden. Nicht jede Frau wird schuldlos geschieden und hat einen zahlungskräftigen und zahlungswilligen Mann. Die Mehrheit der verheirateten Frauen, die nicht erwerbstätig sind, hat keine selbständigen Ansprüche auf eine

Altersrente. Sie leiten sich ab aus dem Einkommen und der Leistungsfähigkeit des Mannes. Geht es gut, so geht es gut, aber selbst wenn es verheirateten älteren Frauen ehe- und einkommensmässig ordentlich geht, sind nicht alle zufrieden. Sie möchten kraft ihrer Tätigkeit in Haushalt und Familie einen gesetzlichen Anspruch auf eine eigene AHV-Rente. An zuständiger Stelle hat man diesen Wunsch zur Kenntnis genommen, sonst wäre nicht in der Zeitschrift für die Ausgleichskassen zu lesen gewesen, in der neunten AHV-Revision sei es nicht vorgesehen, diesen Wunsch zu erfüllen.

Es ist auch nicht leicht, ihn zu verwirklichen. Wie soll die Arbeit der Hausfrau und Mutter finanziell bewertet werden? Wenn in einer Frauenstunde im Radio der Wert der Tätigkeit der Hausfrau und Mutter auf Fr. 24000.- eingeschätzt wur-

de, ist dies einfach weltfremd. Ein qualifizierter Arbeiter wird im Durchschnitt beiläufig Fr. 25000.- verdienen. Davon kann man seiner Frau nicht Fr. 24000.- auf ein eigenes AHV-Konto anrechnen.

In einer der letzten AHV-Revisionen hat man dem Anliegen insofern Rechnung getragen, als die Ehefrau die Hälfte der Rente vermittelt eines schriftlichen Antrages an die Ausgleichskasse für sich beanspruchen kann. Am dringendsten scheint mir zu sein, sich mit der Situation der unbemittelten, geschiedenen Frau zu befassen, die im AHV-Alter «flach herauskommt». Gewiss kann sie Ergänzungsleistungen beanspruchen, die sie vor Not schützen. Mehr ist wahrscheinlich nicht «drin». Vielleicht fällt dem Bundesamt für Sozialversicherung eine Lösung der komplizierten Probleme ein.

Die schönste Musik

Im Hauptwerk des jugoslawischen Nobelpreisträgers Jvo Andric «Die Brücke über die Drima» ist zu lesen von der unnatürlichen Trauer einer jungen Witwe, die schon im ersten Ehejahr ihren geliebten Mann, einen reichen Budapester Börsenmakler, verloren hat: «Jeden Tag ging sie auf den Friedhof, setzte sich an das Grab des Mannes und las ihm leise und hingegen die Tageskurse der Börse von Anfang bis Ende vor. Auf alle Bemühungen, sie davon abzubringen und aus der Lethargie, in die sie verfallen, herauszureissen, antwortete sie sanft, das habe der Verstorbene über alles geliebt und das sei ihm die schönste Musik gewesen, die er gekannt habe.» e.m.

Ein Besuch im alten Fünfkirchen

Wer nach Ungarn fährt, besucht meist die Hauptstadt Budapest – und vergisst ob dieser interessanten Metropole, dass es in diesem Land noch zahlreiche andere, faszinierende Ortschaften gibt: Pécs beispielsweise, eine alte Stadt in Südungarn. Sie liegt am Fuss des Mecsekgebirges.

Vor 2000 Jahren wurde die Siedlung zur Hauptstadt der römischen Provinz

Valeria Sopianea. Im 9. Jahrhundert zählte sie zum ausgedehnten Besitz der Bischöfe von Salzburg, und schliesslich gründete Stephan I. hier ein Bistum.

Fünfkirchen war damals der Name der kleinen, jedoch bedeutungsvollen Stadt. 1367 wurde in Pécs eine Universität gegründet, sie ist die älteste des Landes. Die Stadt war schon früh ein wichtiges geistiges Zentrum und entwickelte sich nach und nach auch zu einem beachtlichen Handelsumschlagsplatz.

Nahezu 150 Jahre war das ehemalige Fünfkirchen durch die Türken besetzt, nämlich von 1543 bis 1686. Noch heute sind die Spuren der langen Türkenherrschaft unverkennbar. So gibt es in ganz Mitteleuropa wohl kaum eine Stadt wie Pécs, in deren Zentrum eine stattliche Moschee steht. Sie wurde im 16. Jahrhundert erbaut und ging nach der Herrschaft der Türken an den Jesuitenorden über. Dabei wurde das Minarett entfernt und die eigentliche Moschee wurde in eine Kirche umgebaut. In den langen Jahren der türkischen Besetzung war jedoch

eine andere Moschee, jene des Hassan Jakovali, Mittelpunkt des religiösen Lebens. Sie steht noch heute und beherbergt zahlreiche Schätze aus jener Zeit. Das zwölfeckige Minarett kann bestiegen werden; man hat von dort aus eine prächtige Rundschau auf die alte Stadt.

Viele alte Bauten in Pécs sind ausgezeichnet restauriert. Der Gast aus dem Ausland hat Gelegenheit, die Kunstschätze in zahlreichen Museen zu bewundern. Das vielleicht auffälligste Bauwerk aus dem alten Fünfkirchen ist die Kathedrale mit ihren vier imposanten Türmen. Ihre Anfänge gehen ins 11. Jahrhundert zurück, immer wieder wurde daran gebaut, bis sie 1892 ihr jetziges Aussehen erhielt. Im Innern der Kathedrale wurde eine frühchristliche Grabkapelle ausgegraben, die mit Fresken aus dem 4. Jahrhundert, die einen bedeutenden kunsthistorischen Wert darstellen, verziert ist.

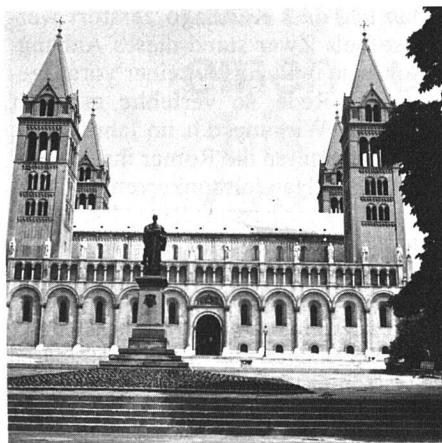
Vielerorts im alten Pécs wird man so mit einer reichen Vergangenheit konfrontiert. Neben dem alten Pécs gibt es heute eine moderne Stadt mit Wohnsiedlungen, die auch irgendwo in Westeuropa stehen könnten. Hier wohnen zahlreiche Bergarbeiter, die Steinkohle und Uran abbauen. Mit 170000 Einwohnern ist Pécs die drittgrösste Stadt Ungarns. Das neue Wahrzeichen ist der Fernsehturm oben auf dem Mecsekgebirge.

Wer jedoch den Zauber der alten Stadt mit ihrem Hauch von Orient geniessen möchte, der bummelt beim Eindunkeln durch die alten Strassen, vorbei am Széchenyi-Platz mit seinen Reiterstandbildern und geniesst im Nador, dem bedeutendsten Kaffeehaus, einen starken Kaffee, der als Relikt aus der Zeit der türkischen Besetzung hier Eingang gefunden hat.

Fritz Bucher



Pécs, im Zentrum, am Széchenyi-Platz



Die aus dem 11. Jahrhundert stammende Kathedrale von Pécs